

Kein Lob der Intelligenz

Der Einsatz zählt

„Du bist ja schlau! Toll, dass du das geschafft hast!“ Das sollte doch das Vertrauen eines Kindes in seine eigenen Fähigkeiten steigern – oder etwa nicht? In diesem Artikel geht es um einen Klassiker der Motivationspsychologie und die Frage, welche Art Lob kluge Menschen weiterbringt.

Ich freue mich wie immer auf eure Kommentare und Ideen! Mailt mir an forschung@mensa.de.

Welche Eltern haben ihr Kind schon einmal für seine Fähigkeiten gelobt? Vermutlich die meisten – wohl deshalb, weil sie glauben, dass dies das Vertrauen des Kindes in seine Fähigkeiten steigert und es so zu besseren Leistungen anspornt. Dem ist aber nicht unbedingt so: Die Fähigkeiten eines Kindes, vor allem die Intelligenz, zu loben, kann sich langfristig negativ auf seine Ziele, mit Leistungsverhalten verbundenen Emotionen und letztlich auch auf die Leistung selbst auswirken.

Die Forschergruppe um die amerikanische Motivationspsychologin Carol S. Dweck erkundet, welche Ziele Menschen zu Leistung motivieren. Sie differenziert dabei zwei sogenannte „motivationale Zielorientierungen“: zum einen Lernzielorientierungen – etwas dazulernen und besser zu werden, was eher den Prozess auf dem Weg zur Leistung fokussiert –, zum anderen Leistungszielorientierungen, bei denen die beobachtbare Leistung im Vordergrund steht.

Letztere lassen sich in Annäherungs- und Vermeidungsleistungszielorientierung differenzieren: Bei Ersterem will man zeigen, was man kann – insbesondere, dass man etwas besser kann als andere. Bei Letzterem hingegen geht es darum, zu verbergen, wenn man etwas nicht kann – also nicht so gut ist wie andere. Leistungszielorientierte sehen Testsituationen folglich als Gelegenheit, ihr Können unter Beweis zu stellen (*to prove their ability*), während Lernzielorientierte darin eine Möglichkeit zur Kompetenzsteigerung sehen, indem sie etwas dazulernen (*to improve their ability*).

Konsequenzen motivationaler Zielorientierungen

Diese unterschiedlichen Muster beeinflussen Kognitionen, Emotionen und Verhalten maßgeblich. Wie sie jedoch genau wirken, hängt davon ab, wie fähig man zu sein glaubt. Das wiederum wird durch die Umwelt geprägt. Ein Kind übernimmt zunächst die Ansichten der Eltern: Wenn diese sagen, es sei begabt, glaubt es das. Denn noch fehlen ihm die metakognitiven Fähigkeiten, um den komplexen Nexus zwischen Begabung, Anstrengung, Aufgabenschwierigkeit und Leistung zu begreifen.

Wer sich für fähig hält, wird darauf vertrauen, Erfolg zu haben und unter Beweis stellen zu können, was er kann. Solche Menschen setzen sich realistische Ziele, die sie erreichen können. Erfolg, der aufgrund der angemessenen Zielsetzung ja wahrscheinlich ist, ist für sie ein Beweis ihrer Fähigkeit. Sie schreiben das Ergebnis also solchen Ursachen zu, die in ihnen selbst begründet liegen.

Hält man sich dagegen für weniger fähig, überwiegt die Angst: Um nicht als dumm zu gelten, meidet man Heraus-

forderungen und setzt sich entweder zu niedrige oder zu hohe Ziele. Selbst im Erfolgsfall ist das dem Selbstwert weit aus weniger zuträglich: Erreicht man ein niedriges Ziel, lag das an der leichten Aufgabe. Gelingt hingegen die schwere Aufgabe, kann das nicht an den Fähigkeiten liegen, schließlich lag die Latte eigentlich ja zu hoch; es war also Glück. In beiden Fällen liegt die Ursache für den Erfolg außerhalb der eigenen Person, was im Extremfall zu erlernter Hilflosigkeit führen kann – denn man hat den Erfolg nicht in der Hand!

Wie sieht es nun bei den Lernzielorientierten aus, die sich verbessern wollen? Ihre Bilanz ist ähnlich positiv wie bei den Leistungszielorientierten, die sich als fähig einschätzen: Sie setzen sich anspruchsvolle, aber erreichbare Ziele. Denn nur durch etwas, was Anstrengung erfordert, kann man die eigenen Fähigkeiten ausbauen. Der entscheidende Unterschied: Bei den Lernzielorientierten sind die positiven Konsequenzen unabhängig von der Einschätzung der eigenen Fähigkeiten. Verbessern kann man sich immer, egal, auf welchem Niveau man anfängt.

Was aber, wenn man das Ziel verfehlt? Für Lernzielorientierte heißt das, dass ihre Strategie nicht gut gewählt war: Sie hätten sich etwa mehr anstrengen oder effizienter lernen müssen. Dieses Wissen können sie in zukünftigen Situationen nutzen. Für Leistungszielorientierte hingegen bedeutet ein Misserfolg, dass sie nicht fähig genug sind, um die Aufgabe zu bewältigen – ein echtes Problem!

Wie entstehen Zielorientierungen?

Grundlage für beide Zielorientierungen ist das, was Dweck und Kollegen als „implizite Intelligenztheorien“ bezeich-

nen. Eine implizite Theorie ist eine naive Konzeption eines komplexen Konstrukts; diese kann Klischees, Stereotype und sonstiges Wissen beinhalten, das nicht notwendigerweise der Realität entspricht.

Lernzielorientierungen gehen mit der Theorie einher, dass Fähigkeiten modifizierbar sind und durch Anstrengung, Lernen und Ähnliches gesteigert werden können („*incremental theory*“). Leistungszielorientierte hingegen konzipieren Intelligenz als stabile Eigenschaft, als weitgehend festgelegte und somit nicht modifizierbare Ganzheit („*entity theory*“).

Wenn ein Misserfolg nun heißt, dass meine – nicht modifizierbare – Fähigkeit nicht ausreicht, kann man sich die Konsequenzen lebhaft ausmalen: Sobald die Anforderungen so hoch sind, dass man eigentlich etwas dafür tun müsste, gerät man in einen Konflikt, weil das Bewusstsein fehlt, dass Fähigkeiten entwickelt werden können und müssen. Zum einen besteht die alte Überzeugung, dass man fähig ist; zum anderen muss der Misserfolg so interpretiert werden, dass einem eben diese Fähigkeit plötzlich abhanden gekommen ist. Mit anderen Worten: Bei Aufgaben, die voraussetzen, dass man das Lernen gelernt hat, werden selbst die Annäherungsleistungszielorientierten hilflos.

Über die Autorin

Dipl.-Psych. Tanja Gabriele Baudson M.A. ist Hochbegabungs- und Kreativitätsforscherin an der Universität Trier. Bei Mensa in Deutschland e. V. engagiert sie sich als Beisitzerin für Hochbegabtenforschung.

Schule fördert Leistungszielorientierungen

Ein zusätzliches Problem ist das Schulsystem. Lehrkräfte vergeben die Noten nach einer sozialen Bezugsnorm – bewertet wird anhand der Klassenleistung. Dies fördert jedoch Leistungszielorientierungen, da das Ergebnis und nicht der Prozess bewertet wird! Würde man die Noten am individuellen Fortschritt festmachen, wäre dies einer Lernzielorientierung zuträglich. Denn die Kinder lernen so, dass Erfolg Anstrengung voraussetzt.

Üblicherweise erhalten jedoch alle die gleichen Aufgaben, um sicherzustellen, dass jedes Kind das Ziel, beispielsweise die Addition im Hunderterraum zu beherrschen, erreicht hat. Somit hat das Kind keine Möglichkeit, sich eigene Ziele zu setzen, um seine Möglichkeiten zu erproben.

Für Hochbegabte stellt sich dabei das Problem, dass die vorgegebenen Aufgaben oft zu leicht sind. Sie erlauben gar nicht, die eigenen Grenzen zu erkunden. Sie müssen sich nicht anstrengen, um ihre Eins oder Zwei zu bekommen, und führen ihre Leistung deshalb notwen-

digerweise auf ihre stabile Fähigkeit zurück. Wenn dieses Attributionsmuster noch von den Eltern durch Loben der Intelligenz verstärkt wird, ist das fatal – spätestens, sobald die Anforderungen steigen!

Das Schulsystem werden wir nicht von heute auf morgen ändern. Jedoch kann man durchaus gegensteuern: zum einen, indem man das Kind mit anspruchsvollen und komplexen Aufgaben versorgt, die es fordern, zum anderen, indem man nicht die Fähigkeit, sondern den Einsatz lobt. Langfristig schafft das die besten Voraussetzungen dafür, dass hohes Potenzial auch ausgeschöpft werden kann.

Tanja Gabriele Baudson

Literatur:

- ▶ Dweck, C. S. & Leggett, E. L. (1988). A social-cognitive approach to motivation and personality. *Psychological Review*, 95, 256–273.
- ▶ Mueller, C. M. & Dweck, C. S. (1998). Praise for intelligence can undermine children's motivation and performance. *Journal of Personality and Social Psychology*, 75, 33–52.